

Wie leben?



**Beziehungsweisen zwischen
Revolution & Retraditionalisierung**

Inhalt

- 3** Vorwort
- 4** Sarah Speck
Beziehungsweisen und Gesellschaft
- 13** Frank Lipschik
Familien- und Beziehungsvorstellungen
im Rechtspopulismus
- 19** Doreen Kruppa
Freundschaftszentrierte Lebensweisen:
Eine Alternative zu heteronormativen
Beziehungswelten?!
- 25** Michel Raab
Poly leben? Poly kümmern!

Impressum

Bildungskollektiv Biko.
Wie Leben? Beziehungsweisen zwischen
Revolution und Retraditionalisierung.
Erfurt, Eigenverlag, 2019.

Gefördert von der Landesantidiskriminierungsstelle
des Landes Thüringen



Gestaltung: Lena Haubner, Weimar

Vorwort

»Wie Leben?« – diese Frage haben wir uns gestellt, um eine politische Diskussion über Beziehungsformen und Lebensweisen zu führen. Ausgangspunkt war die Beobachtung einer »Pluralisierung der Lebensformen«. Dieser Diagnose zufolge ist es heute nicht nur möglich, sondern sogar geboten, einen individuellen Weg durch ein Labyrinth von Möglichkeiten der Lebens- und Beziehungsgestaltung zu finden. In Vergessenheit gerät dabei zweierlei: Zum einen beschränkt soziale Ungleichheit individuelle Handlungsmöglichkeiten, zum anderen hat jede individuelle Wahl auch eine gesellschaftliche Bedeutung. Das gilt in beide Richtungen: Machtverhältnisse beschränken die Wahlfreiheit der Einzelnen, die Wahl der Einzelnen hat einen Einfluss darauf, was in der Welt von morgen als normal und machbar gilt. Das wiederum stellt neben Selbstverständlichkeiten auch Privilegien in Frage – die von rechtspopulistischen und maskulinistischen Akteuren wortreich verteidigt werden.

Wie ist unter diesen Rahmenbedingungen ein Gutes Leben möglich? Und was bedeuten die damit verbundenen Entscheidungen für die Gesellschaft? Das haben wir in sechs Veranstaltungen diskutiert. Einen Teil des Diskussionsprozesses dokumentieren wir in der vorliegenden Broschüre: Sarah Speck zeigt in ihrem Beitrag unter Rückgriff auf Ergebnisse der Studie »Wenn der Mann kein Ernährer ist«, wieso Beziehungsweisen keine nebensächliche Privatangelegenheit, sondern ein zentrales Feld der (Wieder)herstellung gesellschaftlicher Grundlagen sind. Frank Lipschick macht deutlich, wie rechtspopulistische und maskulinistische Akteure Gleichstel-

lungspolitiken angreifen, um (vermeintlich oder tatsächlich) traditionelle Geschlechterverhältnisse zu verteidigen. Doreen Kruppa und Michel Raab diskutieren jeweils aktuelle Formen gegenhegemonialer Lebens- und Beziehungsführung – freundschaftszentrierte Lebensweise und konsensuelle Nichtmonogamie – und deren emanzipatorische Potentiale aus einer kritischen Perspektive.

Wir danken allen Autor*innen, die auf der Basis der Veranstaltungen Texte zur Verfügung gestellt haben, den Kooperationspartner*innen und allen Teilnehmer*innen der Veranstaltungen. Die Frage »Wie Leben?« wird durch die Broschüre nicht abschließend beantwortet. Aber wir werden die Debatte weiter führen.

Bildungskollektiv Biko, Dezember 2018

Beziehungsweisen und Gesellschaft

von Sarah Speck

Die dem Text zugrundeliegende These ist einfach: In der Art und Weise, wie wir Beziehungen führen, findet Gesellschaft ihren Ausdruck. Unsere Beziehungsweisen reproduzieren gesellschaftliche Strukturen und Mechanismen. Sie brechen sie andererseits aber auch auf und sind damit politisch hochrelevant – das war eine der zentralen Erkenntnisse der Zweiten Frauenbewegung, die dies auf den Slogan »das Private ist politisch« brachte. Gegenwärtig haben sie es mit einer Gleichzeitigkeit von Aufbrüchen einerseits und Beharrungskräften andererseits zu tun und es geht darum, die Gründe dafür zu verstehen. Wie wenig sich trotz der konstatierten Pluralisierung der Lebensformen ändert, ist uns dabei selbst oftmals gar nicht bewusst – denn vielfach meinen wir, ganz individuell zu leben, alte Schemata, Rollenerwartungen, etc., überwunden zu haben. Doch so ist es nicht. Auch in Beziehungen, die sich als fortschrittlich verstehen, finden wir bei genauerem Hinsehen sehr traditionelle Strukturen. Die Gründe dafür liegen in der Macht der Praxis, in inkorporierten Mustern und latenten Geschlechternormen, aber tatsächlich auch in manifesten Leitvorstellungen – denn wie sich noch zeigen wird, führt paradoxerweise gerade die Orientierung an Geschlechtergleichheit oftmals zur Reproduktion von Mustern der Männlichkeit und Weiblichkeit. Aber nicht nur Geschlechterungleichheiten werden im Privaten reproduziert, sondern auch Klassenverhältnisse. Die große These im

Hintergrund ist also nochmals die Bedeutung der privaten Lebensführung für die Reproduktion unserer Gesellschaft. Nicht nur, weil die Arbeitskraft dort reproduziert wird – dies ist eine weitere zentrale Einsicht des radikalen Flügels der Zweiten Frauenbewegung –, sondern, weil sich im Privaten zeigt, auf welche Weise Geschlechterverhältnisse, aber eben auch andere gesellschaftliche Differenzlinien hergestellt werden. Um das im Folgenden zu konkretisieren, werde ich auf empirisches Material aus einer Studie, die ich gemeinsam mit Cornelia Koppetsch und Alice Jockel an der TU Darmstadt durchgeführt habe, zurückgreifen.

Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist

Im Rahmen der Studie haben wir heterosexuelle Paare untersucht, in denen der Mann prekär beschäftigt oder erwerbslos ist und die Frau das Haupteinkommen bezieht. Ausgangspunkt war die Frage, welche Auswirkungen der Wandel der Erwerbsgesellschaft auf Geschlechterverhältnisse hat: Was passiert, wenn die Erwerbsrolle als zentrale Säule hegemonialer industriegesellschaftlicher Männlichkeit wegfällt – wenn also tatsächlich Männer ihre Ernährerrolle nicht mehr einnehmen können. Wie gehen Paare damit um? Kommt es zu einer Neuverteilung von Aufgaben, was passiert im Macht- und Geschlechterverhältnis?

Die kritische Geschlechterforscherin ist natürlich erstmal skeptisch und diese

Skepsis rät einen gründlicheren Blick auf die Praxis von Paaren – mit anderen Worten: man darf dem, was Paare von sich sagen, nicht einfach Glauben schenken. Paare machen etwas anderes als das, was sie behaupten oder auch von sich selbst meinen, ihre Praxis offenbart einen anderen, latenten Sinn.

In unserer Studie haben wir wie gesagt heterosexuellen Paare befragt, in denen die Frau das Haupteinkommen bezieht. Dabei wollten wir systematisch unterschiedliche soziale Lagen in die Untersuchung mit einbeziehen. Wir haben unsere InterviewpartnerInnen also aus drei unterschiedlichen Milieus rekrutiert: aus dem »traditionalen« Arbeitermilieu der männlichen Facharbeits- und Handwerksberufe, die Frauen sind typischerweise in einfachen Dienstleistungsberufen tätig; aus dem Milieu der mittleren Angestellten, vielfach Beamte sowie Sozial- und pädagogische Berufe, welches wir aufgrund der zentralen Wertorientierungen als »familistisch« bezeichnen, und schließlich aus dem sogenannten »individualisierten« Milieu der Kreativ- und Selbstverwirklichungsberufe, typischerweise mit Hochschulabschluss und als Künstler, alternative Handwerker, Journalisten, Geisteswissenschaftler oder »Kreative« sowie oft in alleinselbständiger Stellung tätig. Die Paare wurden zuerst getrennt und dann gemeinsam befragt. Ich möchte zunächst kurz drei Fallgeschichten vorstellen.

Traditionale, familistische und individualisierte Paare

Andrea Kindel ist Erzieherin. Sie verdient 1.650 Euro netto. Ihr Mann Ralf ist in seinem erlernten Beruf als Drucker erwerbslos geworden und befindet sich gegenwärtig in einer Umschulung zum IT-Spezialisten. Dass sie während der Arbeitslosigkeit ihres

Mannes das gemeinsame Leben finanziert hat, empfindet Andrea Kindel als unproblematisch. Sie kritisiert nur, dass er gelegentlich seinen »Arsch nicht hochgekriegt«, sich nicht beworben habe. Sie wünscht sich, dass ihr Mann bald wieder »was sicheres« hat. Als belastend erlebt sie die Situation vor allem, weil die »weitere Planung« an ihm hänge – sie könne »erst 'n Kind haben wenn er 'n Job hat«. Bei Andrea und Ralf ist nicht vorgesehen, dass die Frau den Mann mit »aushält«. Im Gegenteil: es ist klar, dass Andrea Teilzeit arbeitet, sobald sie ein Kind hat – das geteilte Leitbild ist das der Ehe mit männlichem Ernährer.

Anders gestaltet sich die Situation bei Hans und Christina Gärtner. Nachdem Hans, gelernter Anlagenmechaniker, plötzlich arbeitslos wurde und absehbar war, dass er wahrscheinlich keine Stelle mehr finden würde, wechselt das Paar kurzerhand die Rollen: Christina sattelt in ihrer Behörde eine Vollzeitstelle um, wird Alleinverdienerin – Hans kümmert sich in erster Linie um Haushalt und Kinder. Nebenbei übt er Ehrenämter in der Kirche und Schule aus. Seine baldige Rückkehr in das Erwerbsleben wird weder von Hans noch von Christina angestrebt. Anders als bei Andrea, die sich vorbehält, bei finanziellen Ausgaben das letzte Wort zu haben, da sie das Geld ja auch verdiene, betonen Gärtners, dass sie gemeinsam über Anschaffungen entscheiden. Beide haben Zugriff auf ein gemeinsames Konto. Ihr Leitbild der Familie als arbeitsteilige Gemeinschaft auf Basis unbedingter Solidarität spiegelt sich in ihrem Umgang mit Geld.

Für Frank und Lisa käme das alles ganz sicher nicht in Frage. Beide sind Mitte dreißig und haben ein gemeinsames knapp einjähriges Kind, mit dem sie in einer Berliner Altbauwohnung leben. Sie ist selbstständige Architektin, er hat das Gleiche studiert, fer-

tigt aber freiberuflich in einer kleinen Werkstatt Schilder an. Ihr Beziehungsleitbild ist das der Gleichheit: Beide sollen arbeiten, und »ihr Ding« machen – dass eine/r Zuhause bliebe, käme nicht in Frage. 50/50 ist die Devise: Sowohl bei den Finanzen – auch wenn Frank mit seiner handwerklichen Kreativ-Arbeit deutlich weniger verdient, soll er die Hälfte der Kosten übernehmen – wie auch bei der Haus- und Erziehungsarbeit. Faktisch führt diese Vereinbarung allerdings dazu, dass Lisas Belastung deutlich höher ist: Die ersten Monate hat sie gestillt und gleichzeitig von Zuhause aus einige Projekte weitergeführt, da ihr Einkommen das »sichere« ist und sie nicht aus dem Job rausfallen wollte. Auch heute noch arbeitet sie an den Tagen – die Hälfte der Werkstage – an denen sie bei dem Kind bleibt, von Zuhause aus. Dadurch ist sie mehr oder minder Vollzeit erwerbstätig und versucht zugleich, »ihren« Anteil der Sorgearbeit zu übernehmen. Frank hat im Prinzip mehr Zeit zur Verfügung, da er nur unregelmäßig Aufträge hat, aber auch er ist die Hälfte der Woche in seiner Werkstatt. Das Paar erachtet dieses Arrangement als fair, sowohl hinsichtlich des finanziellen Beitrages respektive der Teilung der Kosten, als auch hinsichtlich der Arbeitsteilung. Auf die Frage, ob sie es gerecht fände, wenn Frank mehr Hausarbeit übernehme, da sie mehr verdiene, antwortet Lisa vehement, das habe damit überhaupt nichts zu tun – dafür gebe es im Notfall immer noch das »Prinzip Putzfrau«.

Wir sehen hier drei ganz unterschiedliche Arten des Umgangs mit der prekären Erwerbssituation des Mannes. Und das ist nicht zufällig so – vielmehr zeigt sich an den Fallgeschichten der Zusammenhang von sozialer Lage/Milieu und Geschlecht. Im traditionellen Arbeitermilieu finden wir eine starke Orientierung am Ernährermodell. Aus diesem Grund geraten Paare mit

Erwerbsunsicherheit des Mannes in eine Krise. Im Sinne der Orientierung an der Normalbiographie und der Respektabilität im sozialen Umfeld soll die richtige Ordnung schnellstmöglich wieder hergestellt werden. Typischerweise wird nun der Weg der Umschulung gewählt. In dieser Situation übernimmt die Frau die führende Rolle: Sie tritt ihren Mann »in den Arsch«, fordert ihn auf, sich nach Arbeit umzusehen, und da sie neben der Führung des Haushalts nun auch das gemeinsame Leben finanziert, trifft sie die zentralen anfallenden Entscheidungen. Dass der Mann mehr Hausarbeit übernimmt, kommt allerdings nicht in Frage – und so etwas wie ein Rollentausch schon gar nicht.

Im »familistischen« Milieu, dem sozialstrukturell typischerweise mittlere Angestellte, Beamte sowie häufig Menschen mit Sozialberufen und christlicher Wertorientierung zuzuordnen sind – und auch das Paar Gärtner – finden wir tatsächlich alternative Männlichkeitskonstruktionen jenseits von Erwerb. Bemerkenswert ist das deshalb, weil dies eigentlich ein wertkonservatives Milieu ist. Hier steht die normative Orientierung an Familie und Gemeinschaft im Vordergrund, die auch den Umgang mit der Erwerbslosigkeit des Mannes leitet. Nur hier haben wir Paare gefunden, die einen Rollentausch praktizieren, d.h. Hausmänner, die tatsächlich einen Großteil der Haus- und Sorgearbeit übernehmen und sich auch als solche bezeichnen. Der Grund dafür ist das geteilte Leitbild der familialen Solidarität: Den Alltag am Laufen zu halten, die Kinder, die hier eine Selbstverständlichkeit sind, gut zu versorgen und die gemeinsame Zeit in der Familie haben einen gleichen, wenn nicht einen höheren Wert als die berufliche Sphäre. Erwerbs- und Hausarbeit gelten gleichermaßen als Beitrag zum Gemeinsamen. Dies drückt sich auch im

»Zusammenwerfen« des Geldes aus, durch das auch die finanzielle Prekarität abgefedert wird. Während berufliche Selbstverwirklichung im individualisierten Milieu derart zentral ist, dass man noch so schlecht bezahlte Kreativ-Projekte, Lehraufträge etc. macht, lächelt man hier darüber: Lohnarbeit gilt eher als Notwendigkeit, um das Familienleben aufrecht zu erhalten. Die private Sphäre ist nicht abgewertet – im Gegenteil.

Während die normative Orientierung der Solidarität in diesem Milieu also ermöglicht, dass Männlichkeit und Weiblichkeit hier weniger an die traditionellen Sphären gebunden sind, passiert im individualisierten Milieu der Akademiker genau genommen das Gegenteil – obwohl man gerade hier typischerweise behauptet, dass man gleichberechtigt sei und Geschlechterrollen keine Relevanz hätten.... Auf diese Paare und die typischen Dynamiken möchte ich nun etwas genauer eingehen.

»Hausarbeit finden wir nicht so wichtig« – Geschlechterverhältnisse im individualisierten Milieu

Die Leitvorstellung großstädtischer, individualisierter Paare ist die der Gleichheit. Mindestens ebenso wichtig in der normativen Orientierung sind jedoch Autonomie und Authentizität. Jeder und jede soll sein »eigenes Ding« machen – und dies ist im Zweifel auch wichtiger als ein hohes Einkommen. Im urban-individualisierten Milieu ist flexible Erwerbs- und Projektarbeit auch deshalb an der Tagesordnung. Die postmaterialistische Werthaltung und das Streben nach beruflicher Selbstverwirklichung führt Paare typischerweise zu der Aussage, dass es egal sei, wer mehr verdiene. Doch eine nähere Betrachtung zeigt, dass auch diese Paare durch die berufliche Prekarität des Mannes in eine Krise geraten. Und paradoxerweise führt gerade die Orientierung an

Autonomie, Authentizität und Egalität zu einer Persistenz der klassischen geschlechtlichen Arbeitsteilung – deren Gründe den Akteuren allerdings verborgen bleiben.

»Hausarbeit finden wir nicht so wichtig«, ist ein oft gehörter Satz bei Paaren aus diesem Milieu, das sich genau dadurch von anderen abgrenzen möchte. Entsprechend ist sie auch nicht der Rede wert. Das Kochen, das gern als Form des »savoir vivre« und Ort der kreativen Entäußerung betrachtet wird, stellt meist die Ausnahme dar. Dass Männer sich dieser Tätigkeit inzwischen vielfach angenommen haben, ist daher nicht zufällig. Dennoch muss auch die andere Hausarbeit gemacht werden, meist von derjenigen, die es aufgrund routinierter Praktiken »eben schnell« macht und deren »Sauberkeitsschwelle einfach ein bisschen niedriger ist« – sagt zum Beispiel eine Interviewpartnerin aus dem individualisierten Milieu über sich. Die Notwendigkeit alltäglicher Reproduktion wird somit charakterlichen Eigenarten zugerechnet: Wer einen Sauberkeitsspleen habe, sei selbst schuld und müsse halt mehr putzen. Fast scheint es, als müssten sich die Frauen, die (in der Regel) mehr Hausarbeit übernehmen, dafür rechtfertigen. Sich über Hausarbeit zu streiten gilt als spießig und unsexy – lieber lässt man das Aufrechnen bei diesen Tätigkeiten gleich sein und entscheidet sich, eine Hausarbeiterin anzustellen, nicht zuletzt, um Konflikte zu vermeiden. Das weiß auch die Zeitschrift Glamour, die im Sinne der Beziehungsstabilität empfiehlt, statt genau rumzurechnen (was ein Liebeskiller sei) lieber »den Besen an eine Putzhilfe abzugeben« und mehr zu »küssen, weniger [zu] meckern«. Das »Prinzip Putzfrau« hatte auch Lisa genannt: Es komme überhaupt nicht in Frage, dass ihr Partner, wenn sie mehr Aufträge habe, mehr Hausarbeit übernehme. Warum eigentlich nicht?

Der Vorstellung von Gleichheit in diesem Milieu zufolge sollen beide die Hälfte der anfallenden Lasten übernehmen – der gemeinsamen Kosten und der Hausarbeit. Das Paar würde sich also nicht mehr als egalitär verstehen, wenn einer mehr zu Hause bliebe und die anfallende Sorgearbeit übernehme. Gleichheit meint in diesem Milieu berufliche Gleichheit. Die private Sphäre gilt nicht als der Ort, an dem Selbstverwirklichung möglich sei. Hausarbeit ist und bleibt das abgewertete Feld partnerschaftlicher Beziehungen. Zeitlich, das heißt in der Belastung bedeutet dies allerdings eine beträchtliche Ungleichheit – insbesondere bei Paaren wie den vorgestellten, in denen Frauen für das regelmäßige Einkommen sorgen.

Interessanterweise hörten wir bei unseren Interviews in diesem Milieu ebenso häufig wie das wörtliche 50/50, einen anderen Satz. Angeblich bringen die Männer ihre Partnerinnen »runter«. So formuliert etwa Tom, ein anderer Interviewpartner, hinsichtlich seines Beitrages in der Beziehung, dass er »die Sache« beruhige und antwortet auf die Frage, was seine Freundin Maiko an ihm attraktiv finde, dass sie seine Ausgeglichenheit schätze. Auch das ist typisch: Denn die Partnerinnen gelten umgekehrt – auch in ihrem Selbstverständnis – als anspruchsvoll, ehrgeizig und eher unentspannt. So auch bei Frank und Lisa, das Paar, das ich bereits vorgestellt habe: Frank bezeichnet sich als den »Ruhepol« der Beziehung.

Coolness als neue Variante von Männlichkeit

Was bedeutet diese wiederkehrende charakterliche Gegenüberstellung? Haben wir es mit einer Umkehrung klassischer Geschlechterrollen zu tun – sind es bei beruflichen erfolgreichen und gestressten Frauen nun ihre männlichen Partner, die sie

zu Hause trösten und beruhigen? Vielleicht. Doch unsere Interviews legen primär eine andere Deutung nahe. Denn mit eben dieser charakterlichen Zuschreibung geht die Inszenierung einer coolen Attitüde einher, die als neue Variante von Männlichkeit verstanden werden kann. Die gelassenen und entspannten Männer grenzen sich nämlich nicht nur von der angeblichen Verspanntheit ihrer Partnerinnen ab, sondern zugleich auch von gesellschaftlich hegemonialen Leistungs- und Erfolgsnormen – die im Kern der klassischen Konstruktion »hegemonialer Männlichkeit« stehen. So betont Frank, dass er sich kaum um Aufträge bemühe, Interessenten vielmehr zu ihm kämen und dass es ihm nicht darum gehe, viele Kunden zu haben, sondern Qualitätsarbeit abzuliefern. Seine coole Art impliziert dabei emotionale Distanz, und damit eine affektive Überlegenheit und Beherrschtheit. Dass diese emotionale Distanz als eine Form von Macht zu verstehen ist, ist u.a. bei Eva Illouz nachzulesen. Die coole Attitüde steht aber zugleich für Karriereabstinenz und damit für eine höhere Form der Authentizität. Franks kreative Arbeit gilt gewissermaßen als nicht-entfremdet, an der Sache orientiert, und steht dem beruflichen »Ehrgeiz« seiner Partnerin Lisa gegenüber. Damit erhält allerdings auch ihr finanzieller Beitrag eine andere Bedeutung: Ihr Geld wird zum Ausdruck einer Charaktereigenschaft – und kann somit aus der partnerschaftlichen Ökonomie herausgerechnet werden. Wer mehr verdient, ist ebenfalls selbst schuld. Entsprechend stellen sich auch die regelmäßigen Konflikte um Geld aus Franks Perspektive dar: Lisa könne finanzielle Angelegenheiten nicht einfach mal »vor sich hinlaufen« lassen, sie müsse immer wieder dieses Geldthema aufmachen. Sie könne sich doch mal locker machen...

Dieser Vorwurf zeigt, dass der auf Autonomie und Authentizität gründende coole

Habitus – »ich brauch nicht viel und eigentlich niemanden und mache außerdem das, was ich will« - nicht nur als (in diesem Sinne auch sympathischer) männlicher Gegenentwurf zu bestehenden Leistungs- und Erfolgsnormen zu verstehen ist, sondern innerhalb der Paardynamik auch als Machtgeste: als abermalige Abwertung historisch als weiblich konnotierter Arbeiten und Werte (der Fürsorge) – und in gewisser Weise auch als verlängerter Hysterievorwurf: an die nun nicht nur im privaten, sondern auch im beruflichen unangemessen aufgeregte Frau.

Interessanterweise teilt Lisa die Grundkonstruktion seiner Deutung: Sie findet es toll, dass Frank nicht so »geldgeil« sei und grenzt sich von »Leuten« ab, die aufgrund ihrer Orientierung auf Wohlstand nicht »leben« könnten. Über Geld zu reden oder gar zu streiten ist in diesem postmaterialistischen Milieu ebenso wenig attraktiv wie der Haushalt. Sich als ökonomische Einheit zu begreifen, zerstört die hier besonders gepflegte Romantik, in der es vor allem um die Individualität des Anderen geht, und die Illusion einer egalitären Partnerschaft, deren Gleichheit sich über Autonomie bestimmt: Angeblich ist keine(r) auf den oder die andere(n) angewiesen.

Obwohl Lisa sich mit der finanziellen Situation unsicher fühlt, insbesondere, da sie sich ein zweites Kind wünscht, und überlegt, ob Frank seine Schilder nicht als »Hobby« von zu Hause aus herstellen könnte, damit so zumindest die Werkstattmiete gespart werden könnte, fordert sie genau das letztlich nicht ein. Denn auch sie möchte einen Partner, der beruflich »sein Ding« macht. Individuelle Selbstverwirklichung wird unter Absehung der Aufgaben, die anfallen (etwa die Fürsorge der Kinder), in diesem Milieu zur Pflicht. Die Kehrseite davon – nicht »sein Ding« zu finden – ist, so zeigt unser Material, die Depression, die, obwohl sie

kulturgeschichtlich eine »weibliche« Krankheit ist, im Kreativmilieu zunehmend auch bei Männern (selbst-)diagnostiziert wird.

Viele Paare scheinen unter ihrem Gleichheitsanspruch beträchtlich zu leiden. Die Einhaltung der Gleichheitsnorm hat den Charakter eines Dogmas; man will sich nicht als Partnerschaft delegitimieren. Dies spiegelt sich auch in gängigen Finanzarrangements. Individualisierte Paare haben in der Regel getrennte Kassen und Konten. Der Gleichheitsanspruch ist meist auch hier 50/50. Allerdings können die von uns befragten prekär beschäftigten Männer ihren Anteil der Kosten in der Regel nicht tragen. Anstatt dass dies zu einem neuen Arrangement führen würde, gibt es regelmäßige Transaktionen: Leihgaben, Einladungen zum Urlaub etc. – alles, um das Selbstbild einer egalitären Partnerschaft nicht zu beschädigen und den Mehrverdienst der Frau zu verbergen. Doch anders als die Paare meinen, bedeutet dieses Finanzarrangement, das durch getrennte Kassen die Unabhängigkeit beider bezeugen soll, ein erhebliches Machtpotential. Denn diejenige, die die Transaktionen vornimmt, kann auch über die Spielregeln entscheiden, also darüber, wann das Geld zurück gefordert oder zumindest daran erinnert und insofern ein Regelbruch der Gleichheit inszeniert wird, oder wann das geliehene Geld »vergessen« und damit latent geschenkt wird. Hierin besteht bei den von uns befragten Paaren die Gegenmacht der Frauen zur Abwertung ihres Geldes durch den Karrierewurf und zur Unsichtbarmachung ihrer Position im partnerschaftlichen Gefüge: der Ernährerinnen, die sie faktisch sind, aber nicht sein dürfen.

Schlussfolgerungen

Es handelt sich bei dem, was ich vorgestellt habe, nicht um einzelne Fallgeschichten, sondern letztlich um Muster, in denen

Gesellschaft reproduziert wird. Ist Gesellschaft etwas großes? Nein – Gesellschaft ist gewissermaßen die Gesamtheit von alltäglichen Praktiken, die bestimmte Strukturen aufweisen. Wir können der Logik dieser Strukturen nachspüren, worin sie ihren Grund haben und untersuchen, ob sich – möglicherweise – Transformationen zeigen.

Die Muster, die ich versucht habe nachzuzeichnen, reproduzieren Strukturen der Ungleichheit – in denen Frauen weiterhin der Großteil der Haus- und Sorgearbeit übernehmen und einer deutlich höheren Belastung unterliegen (was sich etwa auch in Studien über Krankheit zeigt). Es zeigt sich aber auch, dass nicht nur eine ungleiche Arbeitsteilung reproduziert wird, sondern im gleichen Atemzug auch Männlichkeiten und Weiblichkeiten. Die Studie zeigt die große Beharrlichkeit vergeschlechtlichter Erwartungen, selbst in Milieus und bei Paaren, die ein anderes Selbstbild haben und für die Geschlechterrollen angeblich keine Relevanz mehr haben. Männlichkeit bleibt an die Sphäre des Erwerbs und an Autonomie geknüpft. Das zeigt sich insbesondere auch darin, dass die Autonomie und Lässigkeit der coolen Männer in den sich als »fortschrittlich« verstehenden Milieus in der Regel genau das ist, was Frauen als attraktiv empfinden. Und es zeigt sich: Geschlechternormen sind zum großen Teil in Emotionen und nicht in Überlegungen verankert. Wie eine Gesprächspartnerin sagte: wenn ihr Partner nur Hausmann wäre, hätte sie ein »Sexyness-Problem«. Auch deshalb lassen sie sich so schlecht aushebeln; ähnlich wie inkorporierte Routinen – den Abwasch schnell noch erledigen, einen »Blick« für die häusliche Unordnung haben. Dies ist zweifelsohne ein weiterer Grund für die Persistenz geschlechtlicher Rollen im Privaten. Ein genauerer Blick auf den Alltag von sich als modern ver-

stehenden Paaren zeigt also: so richtig viel hat sich an tradierter Arbeitsteilung nicht verändert. Und es ist die Gleichheitsvorstellung selbst, das Dogma des 50/50, das Paare dazu bringt, das Ungleichgewicht gemeinsam zu kaschieren.

Die Studie zeigt aber auch, wo es Potential der Veränderung gibt – und dies liegt überraschenderweise nicht in gleichheitsorientierten Milieus, sondern bei Paaren, bei denen partnerschaftliche Solidarität im Zentrum steht. Das ist insofern überraschend, als dies wertkonservative Paare sind, für die Familie der höchste Wert ist. Die politisch emanzipatorische Schlussfolgerung daraus ist deshalb sicherlich nicht automatisch, sich wie die Rechte am heterosexuellen Kleinfamilienmodell und einer Trennung von Sphären zu orientieren (wobei ich zu jenen gehöre, denen ein Bashing von »Familie« als Lebensform, wie es von Teilen der Linken vielfach vollzogen wird, als zu einfach und letztlich kontraproduktiv erscheint – gerade aus der theoretischen Perspektive der Reproduktion). Aber ein Blick auf das, was mit den unterschiedlichen Gerechtigkeitsvorstellungen einhergeht, sollte zu denken geben. Die Orientierung individualisierter Paare auf Autonomie, Authentizität und Gleichheit bezieht sich letztlich auf die Erwerbssphäre. Autonomie meint finanzielle Unabhängigkeit und drückt sich in getrennten Kassen aus. Dass jede_r für sich selbst verantwortlich sein solle, bestätigt letztlich die (Anerkennungs-) Logik des Marktes in Absehung unterschiedlicher Entlohnung. Der Zwang zur Autarkie und beruflichen Selbstverwirklichung verhindert Arrangements (und es müssen ja nicht immer Zweierarrangements sein), in denen man sich solidarisch auffangen kann – monetär oder zeitlich. Anstatt eine Angewiesenheit einzugestehen, wird eher im Sinne der postmaterialistischen Norm

behauptet, dass Geld keine Rolle spiele. Dass dies (leider) nicht stimmt, muss wohl kaum hervorgehoben werden. Unter den gegebenen kapitalistischen Bedingungen, in denen fast alle ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, um überleben zu können, Erwerbsarbeit aber sehr unterschiedlich und Sorgearbeit zum großen Teil gar nicht entlohnt wird und »so nebenher« passieren soll, können eine 50/50-Regel und das Postulat von Autonomie für private Lebensformen keine gute Idee sein. Für eine Politik des Alltagslebens würde es sich also lohnen noch einmal neu über unsere Beziehungsweisen nachzudenken und möglicherweise andere Modelle der Arbeitsteilung zu aktualisieren, in denen Belastungen anders und kollektiv – und tatsächlich jenseits der Geschlechterrollen – aufgefangen werden können.

Damit einher geht aus meiner Perspektive unbedingt eine kritische Analyse auf die größeren Effekte und Reproduktionsweisen sozialer Ungleichheiten. Und damit kommen wir zugleich zu einer weiteren theoretischen Analyse und zu dem, was eine Kritische Theorie der Geschlechter- und Reproduktionsverhältnisse sein könnte oder müsste. Denn die Abwertung der häuslichen Sphäre hat einen weiteren wichtigen Grund: sie vollzieht sich aufgrund sozialer Distinktion.

Die Abwertung des Modells der Hausfrauenehe ist nicht nur vor dem Hintergrund der Frauenbewegung zu verstehen. Sie vollzog sich historisch in dem Moment, als auch Frauen aus der Arbeiterklasse vermehrt zuhause bleiben konnten: ab den 1960er Jahren wurde dieses Modell entwertet und bei den modernen Paaren der Mittelschicht – besonders im individualisierten Milieu – gerade in seiner Volkstümlichkeit zu etwas, was ein Paar auf keinen Fall sein möchte. Mit doppeltem Gehalt konnte diese Mittelschicht auch ökonomisch ihre Klassen-

position sichern. Der dadurch entstehende Zeitmangel trug freilich zur Ausweitung des Dienstleistungssektors bei, denn ein Großteil der zuvor unbezahlt zuhause erledigten Arbeiten musste nun ausgelagert werden: an Pflegedienste, Babysitter, Reinigungskräfte, Steuerberater oder Therapeutinnen.

Feministische Theoretikerinnen, wie etwa die italienisch-amerikanische Autorin Silvia Federici aber auch Tove Soiland, aktualisieren im Rückgriff auf Rosa Luxemburg das Theorem der ursprünglichen – oder primitiven – Akkumulation, um die Veränderungen im Kapitalismus und die Restrukturierung der Reproduktion der Ware Arbeitskraft seit den 1960er Jahren analytisch zu fassen. Es ist gerade der Bereich der unbezahlten Arbeit, der im Postfordismus einen großen Wandel durchlaufen hat, in dem ein Teil dieser Arbeit – im Sinne »einer inneren Landnahme« – in die Lohnförmigkeit überführt worden ist. An Paaren aus der akademischen Mittelschicht lässt sich gut studieren, welchen ideologischen Beitrag sie zu diesem Prozess und damit zu einer Modernisierung des Kapitalismus geleistet haben. Im Arbeitermilieu stellt die stetige Reproduktion der kulturellen Geschlechterdifferenz weiterhin die unbezahlte Arbeit von Frauen sicher, die sie neben ihrer schlecht entlohnten Dienstleistungsarbeit alltäglich stemmen – immer mit dem Ziel der Ernährerehe im Sinne der Respektabilität in ihrem sozialen Umfeld vor Augen. Und es ist die Ideologie der Geschlechtergleichheit des hochgebildeten Milieus, die zur Ausweitung des Care Sektors führt, in dem letztere beschäftigt sind – allerdings auch zur zunehmenden Prekarisierung ihrer eigenen Lebensverhältnisse: Hauptsache autonom sein und sich selbst verwirklichen, sonst wäre man ja nicht gleich – ob und wie man dafür bezahlt wird, ist nebensächlich. Die Ideologie der Gleichheit trägt somit dazu bei, für alle

gleich bescheidene – bezahlte und unbezahlte – Arbeitsverhältnisse zu schaffen.

Feministische Kritik muss sich diesen Widersprüchen stellen wie auch der eigenen Geschichte und den Effekten ihrer Kämpfe.

Richtig bleiben gleichwohl eine Reihe ganz klassischer feministischer politischer Forderungen: Anerkennung und Umverteilung von Sorgearbeit! Verletzlichkeit und potentielle Angewiesenheit – das, was zuteilen Post-Souveränität genannt wird – sollten die Grundlage für eine Ethik und gerade auch für eine revolutionäre Ethik bilden und nicht das bürgerliche, autonome Subjekt – bzw. das Phantasma desselben. Keine Emanzipation nach männlichem Vorbild! Dies wussten bereits viele der marxistischen Feministinnen. Und die wussten auch: Solange der Markt uns das Glücksversprechen von Autonomie, Egalität und Emanzipation gibt, sollten wir reiaus nehmen.

Sarah Speck war nach ihrer Promotion an der Humboldt Universität wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Darmstadt. Im Sommersemester vertrat sie den Lehrstuhl für Mikrosoziologie mit dem Schwerpunkt Geschlechterverhältnisse an der Universität Tübingen. Gegenwärtig arbeitet sie am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Zuletzt veröffentlichte sie gemeinsam mit Cornelia Koppetsch die Monographie »Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten« (2015).

Familien- und Beziehungsvorstellungen im Rechtspopulismus

von Frank Lipschik

Mit den zunehmenden politischen Erfolgen faschistischer und rechtspopulistischer Parteien hat auch die kritische Auseinandersetzung mit den von ihnen vertretenen Positionen und Ideologiefragmenten zugenommen. Charakteristisch für den Rechtspopulismus seien die eigene Abgrenzung von »politischen Eliten«, ein positiver Bezug auf die Vorstellung eines homogenen »Volks«, Ängste vor »Überfremdung«, rassistische und islamfeindliche Haltungen, der Wunsch nach einer autoritären und charismatischen Führung, ein Unbehagen mit der Moderne sowie homophobe und antisemitische Positionen. Antifeministische Positionen des Rechtspopulismus bleiben jedoch jenseits feministischer Diskurse meist unerwähnt. Dabei nehmen sie sowohl ideologisch als auch zur Mobilisierung unterschiedlicher rechter Milieus eine zentrale Rolle ein. Auch bei der AfD sind antifeministische und familistische Positionen essenzieller Bestandteil der eigenen Programmatik und des eigenen Selbstverständnisses. Der folgende Artikel möchte am Beispiel der Auseinandersetzung um den Begriff »Gender« eine Einführung in rechtspopulistische Diskurse um Familien- und Beziehungsformen bieten und am Ende kurz einige familienpolitische Positionen der AfD umreißen.

Ein Blick zurück in die Geschichte

Bei der Betrachtung von antifeministischen Positionen und Argumentationen

im Rechtspopulismus lohnt sich ein Blick zurück in die Geschichte. Im Jahr 1914 veröffentlichte der »Deutsche Bund gegen die Frauenemanzipation« einen »Aufruf an die Frauen und Männer Deutschlands zur Erhaltung deutscher Frauenart und zum Kampfe gegen das Frauenstimmrecht«. Der Aufruf beginnt mit folgenden Worten: »Der unterzeichnete Vorstand des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation und seine Mitglieder haben es sich während des nunmehr fünfjährigen Bestehens des Bundes zur Aufgabe gemacht, die Auswüchse der Frauenbewegung und Frauenemanzipation, wie sie insbesondere in der Frauenstimmrechtsbewegung zutage treten, aufzudecken und im dringendsten Interesse unseres Volkes entschieden zu bekämpfen. Der Bund hat seit dem 1. Januar 1913 ein Monatsblatt herausgegeben und damit ein zunächst allerdings nur schwaches Gegengewicht geschaffen zu der Fülle von Propagandaschriften der Gegnerinnen.«

In diesen wenigen Sätzen findet man viele Motive und Argumentationsketten, die den Antifeminismus bis heute prägen: Von »Frauenart« ist da die Rede, also einer Wesensfestsetzung der Frau als solcher, die zudem durch das Adjektiv »deutsch« kulturalistisch und völkisch aufgeladen wird. Zentrales Motiv für das politische Handeln ist der »Kampf gegen das Frauenstimmrecht«, also die Sicherung von gesellschaftlichen Machtprivilegien von Männern. Zur

Jagd geblasen wird auf die »Auswüchse der Frauenbewegung«. Die biologistische Krankheitsmetapher soll dabei zum einen die Schädlichkeit der Frauenemanzipation verdeutlichen, zum anderen ermöglicht die rhetorische Figur der »Auswüchse« den Verfassern, zu behaupten, dass man nicht zwingend gegen die Sache als solches sei, sondern nur gegen die »Übertreibung«, durch den Feminismus. Die im Anschluss gewählte Formulierung vom »Aufdecken« zeigt deutlich die Nähe der Verfasser zu Verschwörungstheorien, deren Wesen unabhängig vom Inhalt ihrer Behauptungen darauf abzielt, dass gesellschaftliche Prozesse ihren Ursprung im Verborgenen hätten. Wer diese »aufdeckt«, geriert sich selbst als Aufklärer. Triebfeder des Handelns ist das »Interesse unseres Volkes«. Die Verknüpfung des Kampfes gegen Frauenemanzipation mit völkischem Nationalismus sowie der einseitige Bezug auf die Gemeinschaft anstatt auf das Individuum spielen auch im heutigen Antifeminismus eine wichtige Rolle.

Der Ort der eigenen Betätigung ist dabei weniger die Politik selbst als vielmehr die Publizistik. Spielt sich heute der Versuch, öffentliche Debatten und gesellschaftliche Entwicklungen zu beeinflussen, in erster Linie in den sozialen Medien ab, war es vor rund hundert Jahren das »Monatsblatt«. Ziel der Autoren ist es, ein mediales »Gegengewicht« zu schaffen. Auch diese rhetorische Figur der Verteidigung wird heute benutzt, um eigene Angriffe auf emanzipatorische Positionen zu rechtfertigen und sich selbst als Opfer statt als Täter zu inszenieren. Dies drückt sich beispielsweise im Umgang mit der angeblich links dominierten bundesdeutschen Presselandschaft aus. Mit dem Kampfbe-griff der »Propagandaschriften« wird den politischen Gegner*innen unterstellt, dass ihre Veröffentlichungen unsachlich und

unwissenschaftlich seien – Vorwürfe, die sich beispielsweise in aktuellen Debatten um Gender Studies wiederfinden lassen.

Kampffeld »Gender«

Der kurze historische Exkurs verdeutlicht, dass antifeministische Argumentationsweisen und rhetorische Figuren keine neuen Phänomene sind, sondern bereits in früheren gesellschaftlichen Umbruchsituationen zur Anwendung kamen, in denen emanzipatorische Veränderungen abgewendet und männliche Privilegien verteidigt werden sollten. War der Antifeminismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Reaktion auf die erste Frauenbewegung und ihre Forderungen nach Gleichberechtigung, so lassen sich aktuelle Rechtsentwicklungen von Teilen der Gesellschaft als Reaktion auf die Erfolge der zweiten Frauenbewegung und eine gesellschaftliche Liberalisierung hinsichtlich der Vielfalt von Lebensformen deuten. Antifeminismus wird darin zu einem zentralen Erklärungsmodell für das Unbehagen mit der modernen Gesellschaft. Auf den Punkt bringt dies Sybille Berg in ihrem dystopischen Roman »GRM. Brainfuck«, wenn ihr Protagonist Carl folgende Gedanken formuliert: Er hatte »auf dem Bau als Vorarbeiter gearbeitet [...] Bis er durch einen Polacken ersetzt wurde. Darum war er gegen den Islam. Und gegen all die Scheiße. Zu der Carl eine Theorie hatte. Seiner Meinung nach waren die Schief-lage, der mangelnde Respekt, die Armut, die Veränderung als Grundrauschen in der berufstätigen Frau begründet.«

Der Begriff »Gender« ist dabei ein zentrales Kampffeld des Antifeminismus, um den sich viele antifeministische Debatten drehen. In Abgrenzung zum biologischen Geschlecht »sex« beschreibt das Wort »gender« die Geschlechtereigenschaften, die durch gesellschaftliche und kultu-

relle Prägungen entstehen. Eingang in die deutsche Debatte fand das Wort auf zwei Ebenen: In den Wissenschaften etablierte sich der Begriff durch den neuen Studiengang Gender Studies, der erstmals 1997 in Berlin etabliert wurde und mittlerweile an vielen Hochschulen angeboten wird. In der Politik wurde 1998 auf EU-Ebene »Gender Mainstreaming« als zentrale Strategie im Vertrag von Amsterdam festgeschrieben. Der Begriff »Gender Mainstreaming« beschreibt dabei eine Strategie zur Förderung der Gleichstellung der Geschlechter, die bei allen Entscheidungen die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Menschen aller Geschlechter zu berücksichtigen versucht.

Während der Gebrauch von englischen Begriffen in Wissenschaft und internationaler Politik nicht ungewöhnlich ist, bietet bereits die Verwendung eines Anglizismus aus rechter Perspektive zahlreiche diskursive Anknüpfungspunkte: Eine Kritik an einer vermeintlich abgehobenen EU, die von Bürokratum getragen sei und eine (auch sprachliche) Fremdbestimmung durchsetzen möchte. Anschlussfähig ist diese Argumentation an eine reaktionäre Globalisierungskritik und einen weitverbreiteten Antiamerikanismus, gepaart mit einer Ablehnung einer »volksfernen« und hochnäsigen Linken.

Das Feindbild »Gender« kann dabei, einem Container gleich, für ein ganzes Sammelsurium antiemanzipatorischer Forderungen herhalten: gegen reproduktive Rechte, besonders gegen das Abtreibungsrecht, gegen die Genderforschung an Hochschulen, für die klassische Kleinfamilie und gegen die Vielfalt von Lebensentwürfen wie auch gegen die Thematisierung sexueller Vielfalt an Schulen – unter den Stichworten »Frühsexualisierung« und »Genderwahnsinn«.

Der Begriff »Gender« eignet sich für rechte Diskurse auch deshalb so gut, weil er in der Ablehnung unterschiedliche Milieus anspricht. Katholisch geprägte Rechtskonservative im Umfeld der CSU genauso wie heidnisch angehauchte Neonazis in Ostdeutschland, christlich-fundamentalistische Abtreibungsgegner*innen ebenso wie die kleinen, aber lautstarken Netzwerke der sog. Männerrechtsbewegung. Rachel Spicker von der Fachstelle Gender und Rechtsextremismus der Amadeu-Antonio-Stiftung konstatiert: »Die Bekämpfung von Gleichstellungspolitik, Feminismus und vielfältigen Lebensentwürfen, die Angriffe auf Frauen- und Geschlechterforschung und die Gleichberechtigung von LSBT*!« [...] bilden eine zentrale Klammer zwischen Akteuren aus dem Rechtsextremismus, Rechtspopulismus und der Neuen Rechten und finden Anschlussfähigkeiten in die Gesamtgesellschaft.«

Dennoch beginnt der Kampf gegen »Gender« zeitlich verzögert. Im Sommer 2006 verfasst Volker Zastrow in der FAZ einen Artikel unter der Überschrift »»Gender Mainstreaming«: Politische Geschlechtsumwandlung«. Darin behauptet er eine geheime Agenda der Politik: »Das Ziel greift hoch hinaus: Es will nicht weniger als den neuen Menschen schaffen, und zwar durch die Zerstörung der »traditionellen Geschlechtsrollen«. Schon aus diesem Grunde muß das als Zwangsbegriff verneinte »Geschlecht« durch »Gender« ersetzt werden. Und möglichst schon in der Krüppenerziehung soll mit der geistigen Geschlechtsumwandlung begonnen werden.«

Bereits ein Jahr zuvor hatte Bettina Röhl im Cicero darüber »aufgeklärt«, »wie eine hauchdünne Funktionärsschicht in der Politik hinter den Kulissen den Boden für eine »Gender-Gesellschaft« bereitet«. Für

Röhl ist Gender Mainstreaming ein kompletter Umbau der Gesellschaft, »eine Art totalitärer Kommunismus in Sachen Sex und Geschlechterbeziehung«.

In einem bewussten oder unbewussten Missverständnis des Begriffs wird unterstellt, dass Gender Mainstreaming einer der letzten Versuche der totalitären Gleichmacheri in einer globalisierten Welt sei, die es abzuwehren gelte. Dem gegenübergestellt wird eine wahlweise göttlich oder natürlich begründete Zweigeschlechtlichkeit, die sich ergänze und als heterosexuelle Kleinfamilie das Fundament von Volk und Nation darstelle. In klassischer Opfer-Täter-Umkehr ist der heterosexuelle, weiße Mann nicht mehr der gesellschaftlich Privilegierte, gegen den in den letzten Jahrzehnten Rechte von gesellschaftlichen Minderheiten mühsam erkämpft wurden, sondern er erscheint als Opfer einer kleinen, aber mächtigen Minderheit (»EU-Bürokraten, »Homolobby«, »kinderlose lesbische Wissenschaftlerinnen«). Das Verhältnis dieser Argumentation zum Kapitalismus ist widersprüchlich: Einerseits wird den politischen Gegner*innen unterstellt, durch die Zerstörung der Männlichkeit würden sie die Leistungsfähigkeit und den wirtschaftlichen Erfolg der eigenen Gruppe in einer auf Konkurrenz fußenden Welt schwächen. Andererseits wird unterstellt, dass es bei der Zerstörung klassischer Geschlechterrollen um eine Ausweitung des kapitalistischen Konkurrenzdenkens gehe, bei der die Frauenemanzipation vordringlich der Schaffung billiger Arbeitskräfte diene.

Beim Kampf gegen die Gender Studies kommt ein weiteres Element hinzu, nämlich der Vorwurf der ideologischen Motivation und der Unwissenschaftlichkeit. Naturwissenschaften und insbesondere die Biologie gelten als objektiv, Sozialwissenschaften und insbesondere die Gender Studies gelten als ideologisch, denen

zudem eigenes Erleben und »der gesunde Menschenverstand« widersprechen würden.

Ähnlich wie bei der verschwörungstheoretischen Vorstellung vom gesteuerten Bevölkerungsaustausch sehen sich auch beim Thema Antifeminismus viele Akteur*innen in einer alarmistischen Verteidigungshaltung mit einem sich langsam schließenden Zeitfenster von wenigen Jahren, das noch bleibt, um die gesellschaftliche Entwicklung aufzuhalten oder im besten Fall sogar zurück zu drehen.

Positionen der AfD

Antifeminismus und der Kampf gegen »Gender« spielte in der AfD von Beginn an eine tragende Rolle. So plakatierte die Partei bereits im Europawahlkampf 2014 »Gender, Gurken, Größenwahn – Brüssel stoppen! Jetzt.«. Eike Sanders, Mitarbeiterin des »Antifaschistischen Pressearchivs und Bildungszentrums« (Apabiz) sieht die Bedeutung antifeministischer Positionen für die AfD sehr grundsätzlich, in einem Interview mit der Wochenzeitung Jungle World sagt sie: »Wir sollten auch nicht länger unterschätzen, dass Antifeminismus neben Rassismus das zweite Standbein der AfD ist.« Welche Rolle der Kampf gegen »Gender« insbesondere für den völkischen Parteiflügel um Björn Höcke spielt, zeigt sich nicht zuletzt in der im thüringischen Arnstadt verabschiedeten »Erfurter Resolution« von 2015. Der im internen Machtkampf der Partei entstandene, knapp gehaltene Text von einer Seite enthält nur sehr wenige inhaltliche Festlegungen. Explizit charakterisiert wird die AfD darin jedoch als »Bewegung unseres Volkes gegen die Gesellschaftsexperimente der letzten Jahrzehnte (Gender Mainstreaming, Multikulturalismus, Erziehungsbeliebigkeit usf.)«.

Essentiell für die geschlechterpolitischen Vorstellungen der AfD ist das Bekennt-

nis »zur traditionellen Familie als Leitbild«, denn die Familie sei die Keimzelle der Nation. Männer und Frauen haben darin ihre unterschiedlichen Rollen auszufüllen. Die AfD behauptet, ein falsch verstandener Feminismus habe die Frauen in die Doppelbelastung der Erwerbsarbeit gedrängt. Statt also über eine Umverteilung der unbezahlten Hausarbeit, der Kinder- und Pflegearbeit nachzudenken, will die AfD einfach die Vollzeitmütter wieder angemessen würdigen. Erwerbstätige oder alleinerziehende Frauen sind weniger gern gesehen.

Diese Position der AfD zeigt sich besonders bildhaft in einem Slogan aus dem dem Programm der AfD in Nordrhein-Westfalen: »Der ideale Betreuungsplatz für ein Kleinkind ist auf Mamas Schoß«. Frauenquoten oder Maßnahmen für mehr Gleichberechtigung in der Arbeitswelt lehnt die AfD entsprechend ab. Dabei holt sie gleich zum genderpolitischen Rundumschlag aus: »Wir lehnen daher Bestrebungen auf nationaler wie internationaler Ebene ab, diese Ideologie durch Instrumente wie Gender-Studies, Quotenregelungen zum Beispiel für Frauen, Propagandaaktionen wie den »Equal Pay Day« oder die »geschlechterneutrale Sprache« umzusetzen.« Da ist es nur konsequent, dass die in anderen Parteien üblichen innerparteilichen Strukturen für Frauen bei der AfD per Satzung verboten sind. Verbunden wird das Bekenntnis zur »traditionellen Familie« im Grundsatzprogramm mit der Forderung nach einer rassistischen Bevölkerungspolitik: »Mehr Kinder statt Masseneinwanderung«. Es geht der AfD also nicht um das Wohl des einzelnen Individuums, sondern um den Erhalt von »Volk und Nation«. So fordert die AfD-Fraktion im Thüringer Landtag in einem Positionspapier »eine Familienpolitik, die darauf hinwirkt, dass sich das deutsche Volk langfristig aus sich selbst heraus zu reproduzieren vermag.«

Eine weitere Verschränkung von Rassismus und Antifeminismus zeigt sich in der ambivalenten Rolle, die der Frau aus einer männlichen, völkischen Perspektive zugesprochen wird: Einerseits soll die Frau als Mutter den Weiterbestand des Volks sichern, andererseits ist sie von zugewanderten Männern bedroht und muss geschützt werden. Dies zeigte sich beispielsweise in dem Plakatslogan »Mehr Sicherheit für unsere Frauen und Töchter!«.

Bereits vor Gründung der AfD hielten einige Führungsfiguren der Partei enge Verbindungen zu christlich-fundamentalistischen Gruppen, initiierten Online-Kampagnen oder beteiligten sich an Demonstrationen gegen Abtreibungen wie dem sog. »Marsch für das Leben«. Entsprechend möchte die AfD die Schwangerschaftskonfliktberatungen verschärfen und eine Pädagogik, die sexuelle Vielfalt thematisiert, zurückdrängen. So beklagt die AfD-Fraktion im Thüringer Landtag in ihrem familienpolitischen Positionspapier, es gebe »eine Erotisierung des Schulunterrichts und eine eltern- und familienfeindliche Indoktrination an Thüringer Schulen und Kindergärten«.

Auch dem Kampf gegen die Gender Studies widmet sich die AfD. In ihrem Programm zur Bundestagswahl heißt es unmissverständlich: »Bund und Länder dürfen keine Mittel für die »Gender-Forschung« mehr bereitstellen und keine »Gender-Professuren« mehr besetzen. Bestehende Förderlinien sollen beendet werden, die der »Gender-Ideologie« verpflichteten »Gleichstellungsbeauftragten« an den Universitäten sind abzuschaffen.« Dass es nicht nur bei Programmentwürfen bleibt, wenn antifeministische Parteien an die Macht kommen, zeigt das Beispiel Österreich: Eine Maßnahme der schwarz-blauen Regierung war eine massive Kürzung bei Projekten und Initiativen, die sich

für mehr Geschlechtergerechtigkeit und feministische Perspektiven einsetzen.

Dass die AfD dem Kampf gegen die Gleichberechtigung auch symbolisch einen hohen Stellenwert beimisst, bewies die Thüringer Landtagsfraktion. In der konstituierenden Sitzung des neugewählten Thüringer Landtags sprach sich eine AfD-Abgeordnete für die Abschaffung des Gleichstellungsausschusses aus, denn der Ausschuss sei ein »Instrument zur Fortschreibung und Zementierung von u.a. Männerdiskriminierung, für Verschwendung von Mitteln und teuren Unfug«.

Entsprechend ihrer programmatischen und konzeptionellen Ausrichtung sind rund 85% aller AfD-Mitglieder Männer und unter den 91 Mitgliedern der AfD-Fraktion im Deutschen Bundestag befinden sich lediglich 10 Frauen. Dass die AfD mit ihrem antifeministischen Kurs insbesondere bei verunsicherten Männern Erfolg hat, zeigen die Wahlergebnisse. Im Antifeminismus sieht auch Bascha Mika in einem Artikel für die Frankfurter Rundschau eine Erklärung für das Wahlergebnis der AfD bei den Bundestagswahlen 2017: »Das zeigt, was die AfD über ihre nationalistische Propaganda hinaus stark gemacht hat: die Beschwörung kultureller männlicher Hegemonie. Es geht auch um Männerstolz, der vom weiblichen Anspruch auf Selbstbestimmung untergraben wurde, den neue Geschlechterbilder bis zur Lächerlichkeit ausgehöhlt haben. Als Heilmittel für die gebrochene männliche Identität bietet die AfD ein unfassbar reaktionäres Gesellschaftsgefüge an.«

Fazit

Antifeminismus ist ein zentraler Bestandteil rechtsextremer und rechtspopulistischer Positionen und Argumentationsweisen. Er dient als Chiffre für ein Unbehagen mit der Moderne, die in einer pluralen und vielfäl-

tigen Gesellschaft ihren Ausdruck findet. Er reagiert auf kapitalistische Krisen einerseits und auf gesellschaftliche Erfolge vieler Emanzipationsbewegungen andererseits. In dem (hoffentlich vergeblichen) Versuch, emanzipatorische Entwicklungen aufzuhalten oder gar rückgängig zu machen, kann er unterschiedliche Milieus zusammenführen.

Wenn Antifeminismus ein zentraler Bestandteil rechtsextremer und rechtspopulistischer Positionen und Argumentationsweisen ist, dann sollte er entsprechend in den Blick genommen werden, denn er richtet sich nicht nur gegen »Frauen«, sondern stellt die Möglichkeiten aller in Frage. Denn schließlich engen patriarchale Vorstellungen auch »Männer« in ihrer Entfaltung ein. Gerade eine sorgende Männlichkeit jenseits von soldatischem Geist und Familiernährerfantasien sollte dabei gestärkt werden. Dabei sollten feministische und antirassistische Bewegungen zusammen agieren und der Vorstellung von einengender Homogenität ein positives Bild von Pluralität entgegenstellen. Eine linke Perspektive sollte zudem nicht bei der Abwehr rechtsextremer und rechtspopulistischer Positionen stehenbleiben, sondern zugleich eine Kritik an den herrschenden Verhältnissen formulieren. Denn: »Feminismus beinhaltet das großartige Versprechen, alle Geschlechter vom Patriarchat zu befreien, und das muss auch weiterhin verfolgt werden.«

Frank Lipschik beschäftigt sich aus gewerkschaftlicher Sicht mit dem aktuellen Erstarren des Rechtspopulismus in Gesellschaft und Arbeitswelt und mit möglichem Gegenstrategien.

Freundschaftszentrierte Lebensweisen – eine Alternative zu heteronormativen Beziehungswelten?!

von Doreen Kruppa

Unbezahlte Sorgearbeit für andere wird überwiegend in romantischen Liebesbeziehungen und der Kleinfamilie verortet. Das entspricht jedoch nicht der Realität aller Menschen. Denn Sorgearbeit füreinander findet bei vielen Menschen auch oder sogar vorrangig in Freundschaften statt. Werden Untersuchungen zu Liebe, Intimität und Sorgearbeit jenseits der traditionellen Paar- und Kleinfamilienbeziehungen, zum Beispiel in Freundschaftsbeziehungen, jedoch weiterhin in den Wissenschaften marginalisiert, entsteht Roseneil und Budgeon (2005: 260f.) zufolge ein realitätsfremdes und reduktionistisches Bild. An dieser Kritik setzt meine Interviewstudie zu freundschaftszentrierten Lebensweisen an, in der ich untersuche, warum sich Menschen für freundschaftszentrierte Lebensweisen entscheiden, wie sie diese leben und mit welchen Hürden sie dabei konfrontiert sind.

Freundschaft: Eine Forschungslücke

In der soziologischen Forschung zur Pluralisierung von Lebensformen liegt der Fokus größtenteils auf der (hetero-)sexuellen Paarbeziehung und Kleinfamilie, die bei Untersuchungen zu Intimität und Fürsorge gegenüber anderen Lebensweisen privilegiert werden. Darin zeigt sich die Verborgenheit der Wissenschaft mit der bestehenden Geschlechterordnung und die ihr zugrundeliegende Orientierung an einem heteronormativen Bezugssystem. Der Begriff der

Heteronormativität von Michael Warner (1991) verweist auf die gesellschaftlich vorherrschende Norm der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit, die, trotz vielfachen Wandels im historischen Verlauf, als natürlich gegeben und selbstverständlich vermittelt werden. Damit verbunden sind normative Annahmen zu Körperlichkeit, Verhalten, Seinszuschreibungen, sexueller Praxis und Lebensformen. Dazu gehört auch, dass die romantische, sexuelle Liebesbeziehung gesellschaftlich als Idealtyp sozialer Beziehungen gilt, ebenso wie die Kleinfamilie als scheinbar natürliche Lebensweise für das Zusammenleben mit Kindern. Heteronormativität durchzieht danach alle gesellschaftlichen Bereiche, wie zum Beispiel die Sozial- und Arbeitsmarktpolitik, die Kultur, Gesetze oder eben auch die Wissenschaft. Da sich selbst ein großer Teil feministischer Macht- und Gesellschaftskritik, der das Ziel einer Reformation der Heterosexualität verfolgt, auf die Beziehung zwischen den Geschlechtern, als Liebes-, Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen konzentriert, kommt es auch in der Geschlechterforschung zu einer Vernachlässigung von Freundschaftsbeziehungen als Forschungsgegenstand.

In Anlehnung an die Psychologinnen Sasha Roseneil und Shelley Budgeon nutze ich den Begriff der »Freundschaftszentrierung« für Lebensentwürfe und Alltagspraxen von Menschen, die Freundschaften

in das Zentrum ihres Lebens stellen und ihr Leben nach ihren Freundschaften ausrichten, während sie ihre Liebesbeziehungen oder Affären demgegenüber als gleich- oder nachrangig behandeln. Mit dem Begriff der »Lebensweisen« beziehe ich mich auf die Soziologin Jutta Hartmann und ihren Begriff der »vielfältigen Lebensweisen«, mit dem sie die Prozesscharakter sexueller, geschlechtlicher und altersbezogener Identitäten betont. Herausgehoben wird dadurch das Potenzial der Subjekte, sich gleichzeitig innerhalb der Grenzen der gegebenen gesellschaftlichen Leitbilder und sozialen Strukturen zu bewegen und sich dabei von sich aus diesen gegenüber aktiv gestaltend verhalten zu können, weshalb die Möglichkeiten von Neubedeutung und Veränderung einzubeziehen sind.

Aus den Queer Studies und queeren Communitys sind Lebensweisen, bei denen Freundschaften und Freund*innenkreise einen zentralen Stellenwert im Leben einnehmen, bereits seit längerem bekannt, zum Beispiel bei Lesben und Schwulen als »families of choice« (Weeks/Heaphy/Donovan 2001). Während Freundschaften in der sich überwiegend auf heterosexuelle Cis-Menschen konzentrierenden soziologischen und psychologischen Freundschaftsforschung bis in die 2000er Jahre gegenüber Paar- und Familienbeziehungen vorrangig als zum einen in ihren Funktionen grundlegend verschieden und zum anderen in ihrer Bedeutung innerhalb der persönlichen Beziehungsgefüge als nachrangig gesehen wurden, wird seitdem stärker diskutiert, inwieweit Freundschaftsbeziehungen, in Folge des sozialen Wandels und der Freisetzung der Individuen aus traditionellen Sozialformen, zunehmend an die Stelle von Paar- und Familienbeziehungen treten (können). Allerdings werden sie in der Forschung zu freundschaftszentrierten Pra-

xen sowohl von queeren Menschen als auch heterosexuellen Cis-Menschen bisher überwiegend als Ersatz und nicht als bewusst gewählte Alternative zum heteronormativen Lebensmodell wahrgenommen: bei Heteros für fehlende Paar- und Familienbeziehungen, meist beschränkt auf eine spezifische Lebensphase, zum Beispiel vor der Familiengründung oder im Alter, und bei queeren Menschen als Ersatz für eine ablehnende Herkunftsfamilie und weil sich eigene Kleinfamilien oft nicht realisieren ließen. Doch was zeigen die Ergebnisse meiner Studie?

Freundschaftszentriert Leben

Anna Kugler (anonymisiert) ist eine der Interviewpartner*innen aus meiner Studie zu freundschaftszentrierten Lebensweisen. Sie ist eine heterosexuell lebende Cis-Frau Ende 30, die viele gute und sehr enge Freundschaften, darunter viele langjährige, zu ihrem Freund*innenkreis zählt. Im engsten Kreis ihres Netzwerks verortet sie ihre sehr nahen und engen Freundschaften zu drei langjährigen Freundinnen, von denen sie eine bereits seit ihrer Kindheit kennt. Bei diesen würde sie sich »im Notfall gleichermaßen aufgehoben« fühlen. Mehrere ihrer guten Freundschaften haben sich aus vergangenen Affären oder Liebesbeziehungen entwickelt. Sie hat eine ihr wichtige, enge Beziehung zu einem Kleinkind aus dem Hausprojekt, in dem sie lebt, das sie regelmäßig betreut. Ihre »ganz alltäglichen Freuden und Sorgen« teilt sie darüber hinaus mit den Menschen in ihrer Wohngemeinschaft und ihrem Hausprojekt sowie in ihrer beruflichen Studiogemeinschaft. Ihren Freund*innenkreis zeichnet aus, dass sich die Freund*innen auch untereinander gut verstehen, denn es ist üblich, sich gegenseitig in ihre Herkunftsfamilien und ihre je eigenen Freund*innenkreise zu integrieren, was aus ihrer Sicht sonst eher für Liebes-

beziehungen typisch ist. Anna zieht eine freundschaftszentrierte Lebensweise der »paarfokussierten« Lebensweise vor, die ihr zu einnehmend und für sie deshalb keine attraktive Vorstellung ist. Sie möchte nicht so viel Nähe mit dem Partner einer sexuellen Liebesbeziehung verbringen, da dabei zu viel von ihr und ihren anderen Beziehungen auf der Strecke bleiben würde. Sie hat stattdessen ein starkes »Grundbedürfnis nach intensiven Freundschaften« und nach einem »Zuhause mit vielen Leuten«.

Das teilt sie mit vielen, sehr unterschiedlichen Teilnehmer*innen meiner Studie. Die Interviewten unterscheiden sich hinsichtlich Alter, geschlechtlicher und sexueller Verortung, sozialer Herkunft, Bildung, Elternschaft und sind teils mit und ohne Migrationshintergrund. Sie wohnen überwiegend in Wohngemeinschaften, großen Wohnprojekten oder alleine, in Großstädten ebenso wie in ländlichen Regionen in unterschiedlichen Teilen Deutschlands. Alle pflegen mehrere Freundschaften, die jeweils unterschiedlich und vielfältig bezüglich der Inhalte, der Dauer und der räumlichen und emotionalen Nähe sind. Zu ihren Beziehungsgefügen gehören bei den meisten Freundschaften mit Ex-Partner*innen aus früheren Affären bzw. aus Liebesbeziehungen und mehrere zählen enge Beziehungen zu Kindern von Freund*innen oder Mitbewohner*innen dazu. Bei den meisten sind Kollektive, Gemeinschaften und Communities, in denen sie wohnen, lohnarbeiten, sich politisch engagieren oder künstlerisch tätig sind, wichtige Säulen ihrer Lebensweisen. Während bei manchen Interviewten ihre Freundschaften unabhängig voneinander sind, ist es anderen wichtig, dass sich ihre Freund*innen untereinander kennen und sie sich als Freund*innenkreise treffen.

In all diesen Beziehungen spielt Sorgearbeit füreinander eine zentrale Rolle. Zu

den Sorgepraxen in den Freund*innenschaf-ten gehört, sich gegenseitig emotional, praktisch oder auch finanziell zu unterstützen. Das schließt beispielsweise ein, füreinander zu kochen, einzukaufen, intensiv am Alltag der Freund*innen teilzuhaben oder dauerhaft gemeinsam zu wirtschaften. Sie verbringen ihre Freizeit, Feiertage oder lange Reisen mit ihren Freund*innen und sind über relevante Interessen und Hobbys, miteinander verbunden. In den Freundschaften findet sich ein breites Spektrum an unterschiedlicher körperlicher Nähe, von sich in den Arm nehmen, intensivem Kuscheln bis hin zu Grenzverwischungen bezüglich Erotik und Sex. Zu den Sorgepraxen zählt bei einigen auch Unterstützung bei politischem Engagement. Dabei handelt es sich um Einladungen zu Veranstaltungen, einander verlässliche Partner*innen bei politischen Aktionen zu sein, gemeinsam Workshops oder Camps zu veranstalten sowie Medien zu produzieren oder einander nach belastenden Erlebnissen in politischen Kontexten emotional aufzufangen. Ein wichtiges Thema in den Freundschaften ist, sich in Notsituationen aufeinander verlassen zu können. Hierzu gehört zum Beispiel, in psychischen Krisensituationen zur Tages- wie Nachtzeit Ansprechpartner_in zu sein, auch mal bei einander zu übernachten, wenn es den Freund*innen schlecht geht, bei ernsteren Erkrankungen die Pflege, Versorgung oder Haushaltsführung zu übernehmen und sich gegebenenfalls im Freund*innenkreis untereinander dafür abzustimmen.

Gründe für freundschaftszentrierte Lebensweisen

Die Gründe für die freundschaftszentrierten Lebensweisen sind unterschiedlich. Für alle Interviewten ist wesentlich, dass ein freundschaftszentriertes Leben am ehesten ihrem Interesse an vielfältigen inten-

siven Beziehungen mit unterschiedlichen Menschen entspricht. Demgegenüber erleben sie die gesellschaftlich nahegelegte starke Fokussierung auf eine (oder auch mehrere) Liebesbeziehungen für sich als zu eingeschränkt und gleichzeitig als überfordernd für die Partner*innen, innerhalb dieses Beziehungsmodells den vielfältigen Bedürfnissen und Interessen der Einzelnen gerecht zu werden. Besonders von Frauen_ und sich queer verortenden Menschen werden die traditionellen Geschlechterrollen sowie heteronormative soziale Skripte in Liebesbeziehungen und Kleinfamilien als einengend problematisiert und abgelehnt. Einzelne berichten davon, dass im Rahmen ihrer Beziehungsstrukturen Sorgearbeit fairer verteilt wird und sie mehr Unterstützung bei der Kinderbetreuung erhalten als sie es aus Paarbeziehungen und Kleinfamilie kennen. Für mehrere Interviewte, die selbst keine biologischen Kinder bekommen möchten oder sich Elternschaft aus unterschiedlichen Gründen nicht im Rahmen des Zusammenlebens als Paar oder Kleinfamilie vorstellen können, stellen die freundschaftszentrierten Lebensweisen eine Möglichkeit dar, Sorgeverantwortung für Kinder zu übernehmen, zum Beispiel im Rahmen einer Co-Elternschaft zusammen mit anderen Freund*innen.

Auch bieten die freundschaftszentrierten Lebensweisen den Interviewten mehr Gestaltungsmöglichkeiten: Die eigenen Interessen und Bedürfnisse lassen sich auf unterschiedliche Freund*innen verteilen, da in den Freund*innenkreisen dafür mehrere Freund*innen existieren. Dadurch gelingt es wiederum besser, auf eigene Grenzen und die Grenzen der anderen zu achten. Fehlende soziale Skripte machen den Austausch zu eigenen Wünschen nötig, wodurch die Beziehungen wiederum stärker den eigenen Vorstellungen entsprechen.

Die Menschen in den freundschaftszentrierten Lebensweisen zeichnet aus, dass sie sich nicht mit Konventionen zu Beziehungen abfinden, die sie in der Praxis als unbefriedigend erleben, sondern diesen mit Experimentierfreude begegnen und mit einem Interesse daran, sich, Beziehungsformen und Lebensweisen weiterentwickeln zu wollen. Während bei den einen vor allem bestimmend ist, für ihre vielfältigen Interessen eine passende alternative Lebensweise zu entwickeln, verstehen andere ihre Lebensweise stärker als ein politisches Konzept. Für sie ermöglicht das Zusammenleben in größeren Zusammenhängen mehr Solidarität und Gemeinschaftlichkeit. Indem sie mit ihrem Lebensmodell die kleinfamiliäre Privatheit überschreiten, ergeben sich ihnen zufolge mehr Anknüpfungspunkte und Ressourcen, um gemeinsam gesellschaftliche Verhältnisse zu gestalten.

Diskriminierung von Freundschaftszentrierten Lebensweisen

Allerdings existieren auch die freundschaftszentrierten Lebensweisen nicht in einem Vakuum, sondern sind von Strukturen und Normen der gegenwärtigen neoliberalen kapitalistischen Gesellschaft mit Machtverhältnissen um Geschlecht, Sexualität, Race, Klasse und Körper geprägt. Denn trotz einer Zunahme an vielfältigen Lebensweisen auf der Ebene der Alltagspraxen bleibt es gleichzeitig auf der Ebene der Normen und der Ebene der sozialen Strukturen weiterhin bei einer deutlichen Privilegierung der (hetero-)sexuellen Paarbeziehung (institutionalisiert in Form der Ehe) und der »Normalfamilie«.

Im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus und der bürgerlichen Industriegesellschaft setzte sich das Zusammenleben als Paar und Kleinfamilie mit geschlechtlicher Arbeitsteilung als Rahmen für die (Re-)Produktionsweisen durch. Mit

dem gegenwärtigen neoliberalen Kapitalismus bestehen nun für alle Menschen die Anforderungen, Vollzeit zu arbeiten, um die eigene Existenz bis ins Alter finanziell abzusichern, während sich gleichzeitig der Staat immer weiter aus der sozialen Absicherung zurückzieht. Damit einher geht für viele, dass bereits die Zeit für genügend Selbstsorge und für die Sorge für eine_n Partner_in oder Kinder fehlt. Freundschaften sind unter diesen Verhältnissen zwar vielen wichtig, neben Job, Liebesbeziehung(en) und eventuell noch Kindern aber kaum oder nur oberflächlich zu realisieren. Einzelne der Interviewten betonten dementsprechend, dass sie ihre intensiven Freundschaften, soziale Verantwortung für Kinder von Freund*innen und Mitbewohner*innen und ihr Engagement in Wohnprojekten und anderen Kollektiven nicht umsetzen könnten, würden sie Vollzeit arbeiten. Denn mehrere intensive Beziehungen zu pflegen braucht Zeit. Aber von einer Teilzeitstelle leben, können wiederum nur die, deren Arbeit im Rahmen der Lohnungleichheit der gegenwärtigen klassistischen Verhältnisse gut bezahlt wird oder die ihre Lebenshaltungskosten senken, wie es einigen in alternativen ökologischen oder linken konsumkritischen Lebenszusammenhängen mit Ressourcenteilung möglich ist.

Hier schließt jedoch direkt die Problematik einer Wohnraumpolitik an, die an Paaren, Kleinfamilien und sogenannten Singles ausgerichtet ist und kaum bezahlbare Räume für gemeinschaftliches Wohnen, Arbeiten oder anderweitige kollektive Nutzungen zur Verfügung stellt. Die Liste der Hürden lässt sich fortsetzen mit einer Gesetzeslage, die sexuelle/romantische Paarbeziehungen und Kleinfamilien privilegiert, zum Beispiel beim Adoptions-, Steuer- und Erbschaftsrecht oder bei Regelungen zur Rente, während es an rechtlicher Anerkennung

und sozialer Absicherung der Übernahme von Verantwortung und Sorge in freundschaftszentrierten Lebensweisen fehlt.

Dass auch in der Sprache, den Medien, der Forschung, Bildungskontexten sowie Therapie und Beratung die romantische Zweierbeziehung und die Kleinfamilie privilegiert und als scheinbar natürliche Lebensformen vermittelt werden, sind weitere gesellschaftliche Hürden für freundschaftszentriert lebende Menschen. Mit ihrem Beziehungsmodell werden sie nicht ernstgenommen, im Alltag diskriminiert und es fehlt ihnen an positiven Vorbildern. Dazu tragen auch am Familienbegriff ausgerichtete, teils defizitäre Bezeichnungen alternativer Lebensweisen bei, wie zum Beispiel Wahlfamilie oder Alleinerziehende, da dadurch der spezifische Charakter der alternativen Lebensweisen, die oft explizit gegen die heteronormative, kleinfamiliäre Ordnung gerichtet ist, verdeckt wird und durch Subsumption unter einen breiten Familienbegriff weitestgehend unsichtbar bleibt. Heteronormative Normen verbinden sich mit weiteren Normen, zum Beispiel zu Alter und Lebensphasen, die dazu führen, dass eine freundschaftszentrierte Lebensweise in Jugend und jungem Erwachsenenalter noch akzeptiert ist, jedoch mit zunehmendem Alter und besonders für Frauen_ vom Umfeld immer stärker problematisiert und teils auch pathologisiert wird. Räume, die die Möglichkeit zu einer kritischen Auseinandersetzung mit vorherrschenden Beziehungsnormen bieten und in denen alternative Lebensweisen respektiert werden, sind für die Interviewten wichtige Ermöglichungsbedingungen für ihre Lebensweisen. Dazu gehören zum Beispiel linke und queerfeministische Polit-Projekte, Gemeinschaftsprojekte zu alternativen Lebensweisen oder queer-feministische Seminare und Arbeitsgruppen an Hochschulen. Diese sind jedoch

nicht allen gleichermaßen zugänglich, da sie häufig weiß, akademisch, männlich, heterosexuell dominiert und/oder nicht barrierefrei sind und dadurch Ausschlüsse produzieren.

Nicht zuletzt erfordern freundschaftszentrierte Lebensweisen, sich mit der eigenen verinnerlichten Heteronormativität auseinanderzusetzen und bestimmte Sorgepraxen aus ihrer gedanklichen Verortung in romantischen oder sexuellen Beziehungen herauszulösen, wie bei einander zu übermachten, sich auf Familienfeiern zu begleiten, Freund*innen als verbindliche Bezugspersonen in die Kinderbetreuung einzubeziehen bzw. Freund*innen bei der Kindererziehung zu unterstützen, auch wenn eine_r selbst kein Interesse an Kindern aber an den Lebensumständen der Freund*innen hat, in Gesprächen Freundschaftsvorstellungen zu reflektieren und Konflikte zu klären, den Wohnort für Freund*innen zu wechseln bzw. Freund*innen bei der Entscheidung für einen Wohnortwechsel zu berücksichtigen etc. – und das unabhängig von Alter, Lebensphase oder davon, ob gleichzeitig romantische/sexuelle Beziehungen existieren. Denn als die wichtigsten Praxen der Zentrierung zeigen sich in den freundschaftszentrierten Lebensweisen zum einen, Freundschaften gegenüber anderen Lebensbereichen und Beziehungen zeitlich und räumlich zu priorisieren sowie zum anderen, Beziehungspraxen, die normativ vorrangig oder ausschließlich romantischen bzw. familiären Beziehungen zugeordnet sind, als Intimitäts- und Sorgepraxen zu behandeln, die auch in Freundschaftsbeziehungen gelebt werden können.

Anna Kugler möchte auch in Zukunft dauerhaft freundschaftszentriert leben und in Gemeinschaftsprojekten wohnen und arbeiten. Sie hofft, dass sich ihre Vorstellungen trotz der schwierigen Rahmenbedingungen umsetzen lassen und sich

nicht alle ihre Freund*innen irgendwann doch für ein klassisches Beziehungsmodell entscheiden, in dem dann für intensive Freundschaften kein Platz mehr ist. Hierfür gilt es, mehr Möglichkeiten für Vernetzung und Austausch zu individuellen Strategien der Selbstbehauptung zu schaffen, ebenso wie kollektive Strategien zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse zu entwickeln.

Doreen Kruppa forscht und lehrt seit 2006 zu sozialer Ungleichheit, Geschlechterverhältnissen und vielfältigen Lebensweisen aus queer-feministischer und intersektionaler Perspektive. Sie promoviert an der Humboldt-Universität Berlin zum Thema »Freundschaftszentrierte Lebensweisen – zwischen gesellschaftlicher Pluralisierung und Heteronormativität«.

Roseneil, Sasha/Budgeon, Shelley (2005): Kulturen von Intimität und Fürsorge jenseits der Familie – Persönliches Leben und gesellschaftlicher Wandel zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Feministische Studien, 2, S. 259–276.

Hartmann, Jutta (2002): Vielfältige Lebensweisen Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform. Forschung Erziehungswissenschaft, Band 157. Opladen: Leske + Budrich.

Warner, Michael (1991): Introduction: Fear of a Queer Planet. In: Social Text, 29, S. 3–17.

Weeks, Jeffrey/Heaphy, Brian/Donovan, Catherine (2001): Same sex intimacies. Families of choice and other life experiments. London, New York: Routledge.

Poly leben? Poly kümmern!

von Michel Raab

Der folgende Text widmet sich der Frage »Wie leben?« aus einer monogamiekritischen Perspektive, wie sie in Erfurt vor allem vom Biko und der queer-feministischen Gruppe wi(e)rdienatur seit zwanzig Jahren diskutiert und vertreten wird. Anders als in vielen vorherigen Veranstaltungen und Publikationen will ich aber weniger die Normalität (Monogamie) kritisieren, als die Abweichung (konsensuelle Nichtmonogamie, heute oft unter dem Label Polyamory) daraufhin befragen, wie viel der versprochenen Emanzipation damit tatsächlich möglich ist bzw. gelebt wird. Mich interessiert dabei besonders die Frage, wie sich die Beteiligten in nicht-monogamen Beziehungsnetzwerken umeinander kümmern. Ich halte die Frage, wer sich in Beziehungen um wen kümmert, für mindestens genau so wichtig wie alles, was mit Liebe, Sex und Zärtlichkeit zu tun hat. Gerade wenn es um die gesellschaftliche Bedeutung von Beziehungen geht, ist Care (Kümmern) zentral: Feministinnen weisen seit den 1970er-Jahren darauf hin, dass der Kapitalismus zusammenbräche, würde die ganze Sorge, die vorwiegend Frauen kostenlos im sogenannten Privaten leisten, für eine Woche bestreikt. Außerdem: Unendlich viele Skills, die man braucht, um in dieser Welt klar zu kommen, werden in der Familie vermittelt. Die Familie ist also Dienstleisterin für Staat und Arbeitsmarkt, hier werden Staatsbürger*innen und Arbeitskräfte produziert, dank geschlechtsspezifischer

Arbeitsteilung und ideologischer Verkleisterung mit Liebe zu denkbar günstigen Kosten.

Betrachtet man den Diskurs um Nichtmonogamie, lassen sich drei Positionen zu ihrer gesellschaftlichen Bedeutung zusammenfassen:

- die Hoffnung auf Emanzipation,
- der dagegen vorgebrachte Einwand, Poly sei vor allem Folge von gesellschaftlichen Flexibilisierungstendenzen und
- der feministische Einwand, gerade männliche Nichtmonogamie habe gar nichts mit Emanzipation zu tun.

Über die drei Varianten wurde viel gestritten. Mein Beitrag zum Streit ist, dass ich ich mir nichtmonogame Beziehungsnetzwerke systematisch angeschaut habe. Bevor ich zu den Ergebnissen komme, will ich die drei Positionen zur gesellschaftlichen Bedeutung von Polyamory etwas näher vorstellen. Dabei konzentriere ich mich auf regionale und lokale Bewegungsdebatten.

Emanzipation, neoliberale Indienstnahme oder patriarchale Legitimationsstrategie?

Schauen wir zurück auf die Zeit der Kritik an der Romantischen Zweierbeziehung (»RZB-Kritik«). Anfang der 2000er-Jahre waren wir sicher, damit auf der richtigen Seite der Barrikade zu stehen. Dem Morgenrot der Beziehungsanarchie entgegen sahen wir uns als Avantgarde, die egalitärere Geschlechtermodelle lebt und sozialen Wandel anschiebt. Unsere Argumentation war ein simpler Umkehrschluss: Weil Liebe,

Romantik und Monogamie Eckpunkte der heterosexistischen Matrix sind, erlaubt die Nichtmonogamie, herrschende Verhältnisse zu veruneindeutigen und damit anzugreifen. Kein Wunder daher der propagandistische Stil, in dem die RZB-Kritik manchmal daher kam. Nicht dass wir als Aktivist*innen damit alleine waren: Auch in der Poly-Forschung wurde das Potential betont, durch das Überschreiten der heteronormativ geprägten Normalität Geschlechter- und Klassenverhältnisse durcheinander zu wirbeln.

Im Thüringen der 2000er-Jahre waren vor allem die linken Student*innen aus dem Adorno-Lesekreis skeptisch. Kein Wunder. Wer die ganze Welt aus strukturellen Logiken heraus erklärt, findet die Idee, sich selbst und die Welt durch einen Willensakt zu emanzipieren, suspekt. Denn: Die Welt verändert sich nicht, weil wir das so wollen. Sondern: Weil die Welt sich ändert, wollen wir das so-und-so. Konkret ausbuchstabiert: Der Arbeitsmarkt jagt flexible Arbeitskräfte rund um den Globus, gerade in den gut gebildeten Mittel- und Oberklassenmilieus, die im Feld der Nichtmonogamie häufig vertreten sind. Wer montags in Berlin ein Seminar moderiert, mittwochs in München einen Lehrauftrag hat und am Wochenende in Erfurt eine Broschüre layoutet, kommt mit drei Poly-Beziehungen besser klar, als mit einer klassischen Kleinfamilie mit Haus in der Vorstadt. So stupsten uns Prekarisierung und Flexibilisierung in die Polyamory. Und die Care? Die wird eingekauft bei Dönerbude, Mensa, Waschsalon, Therapie.

Klar war damals schon, dass vor allem männliche Polygamie nichts Besonderes ist. Deswegen wurde das RZB-Bashing kritisiert, weil es Fremdgehen schön rede. Polyamory sei schlichtweg das Abspulen eines patriarchalen Verhaltensmusters mit pseudo-linker Begründung. Auf Care bezogen würde das bedeuten: Nichtmonogame

Männer beuten die reproduktive Tätigkeit mehrerer Frauen aus, sind aber nicht bereit, im Gegenzug eine dauerhafte finanzielle Versorgung zu leisten.

Welche der drei Thesen – Emanzipation, neoliberale Indienstnahme oder patriarchaler Legitimationsstrategie – zu welchem Grad zutrifft, lässt sich allein theoretisch nicht klären. Das ist der Grund, warum ich mir seit 2015 angeschaut habe, wie sich nichtmonogame Beziehungsnetzwerke umeinander kümmern. Die dabei analysierten Beziehungsnetzwerke konnte ich zu drei Typen zusammenfassen, bei denen jeweils ein besonderes Verhältnis von Anspruch und Beziehungsrealität, aber auch von emanzipatorischen, neoliberalen und patriarchalen Einflüssen vorliegt.

Typ 1: Individuell-ideelle Netzwerke: Achtsamkeit statt Abwasch

Individuell-ideelle Netzwerke sind relativ klein. Die Beteiligten kümmern sich wenig und wenn dann punktuell umeinander; das »Füreinander-Da-Sein geschieht mehr situativ als fest strukturiert«, wie es eine Interviewpartnerin auf den Punkt bringt. Das ist gewollt: »Emotionale Unterstützung ist wichtiger als Wäschewaschen oder Kochen«. Das erinnert nicht zufällig an das individualisierte Milieu in Sarah Specks Text in dieser Broschüre. Diese Sorte Netzwerke besteht fast nur aus Studierenden. Selbstverwirklichung ist viel wichtiger als Geld, Hausarbeit ist Nebensache, Normen und Werte sind zentral für das Selbstverständnis. In den Interviews dieses Typs gibt es lange Passagen darüber, welchen Ansprüchen die Care-Ordnung ganz allgemein gesprochen genügen soll, nur andeutungsweise geht es darum, wer welche Aufgaben übernimmt oder welche Rahmenbedingungen nötig sind, damit das Gelingen kann. Um den Abwasch kümmert

sich jede und jeder individuell, wenn man nicht gleich in der Mensa isst. Das niedrige Niveau materieller Care ist möglich, weil die Beteiligten relativ jung sind und wenig ausgefeilte Care-Bedürfnisse haben.

Typ 2: Pragmatisch-kollektive Netzwerke: Aufbau von Strukturen und pragmatischen Handlungsstrategien

Pragmatisch-kollektive Netzwerke sind im Vergleich größer, die Beteiligten kümmern sich mehr, verbindlicher, vielschichtiger und intensiver umeinander: Es wird gemeinsam gekocht, es gibt einen Putzplan, in diesem Typ finden sich auch Beispiele kollektiver Elternschaft. Das Niveau der Care ist gewollt einfach: Niemand bügelt die Wäsche oder putzt regelmäßig die Fenster. Im Zentrum der Lebensplanung steht das Kollektiv, andere Lebensbereiche – u.a. auch die Erwerbsarbeit – werden so gestaltet, dass man möglichst viel Zeit für das Beziehungsnetzwerk hat. Niemand geht einer sozialversicherungspflichtigen Vollzeit-Erwerbsarbeit nach, entsprechend haben die Beteiligten in der Regel wenig Geld. Was sie allerdings haben, nennt der Soziologe Pierre Bourdieu soziales Kapital: tragfähige und verbindliche soziale Netzwerke. Trotz wenig Geld wird dadurch im Alltag einiges möglich, weil man zum Beispiel eine gemeinsame Kasse nutzt, zusammen größere Anschaffungen stemmt oder sich bei Krankheit unterstützt. Die vielen Ansprüche, die für die Beteiligten der individuell-ideellen Netzwerke typisch waren, findet man hier auch. Allerdings werden sie im pragmatisch-kollektiven Typ mit Handlungsstrategien und dem Aufbau von Strukturen verbunden. Während individuell-ideelle Netzwerke relativ leicht von sich sagen können, dass die Hausarbeit gerecht aufgeteilt wird – weil sehr wenig Hausarbeit geschieht –, müssen sich die größeren,

pragmatisch-kollektiven Netzwerke darüber Gedanken machen, wie man diesen Anspruch umsetzt. Und das geschieht, wie das folgende Beispiel aus einem Interview zeigt: »Bei der Reproduktionsarbeit haben wir unsere Aufgaben aufgeteilt, damit nicht die Leute, die es am schnellsten am dreckigsten finden, die ganze Zeit putzen [...] Weil wenn das nicht klappt, dann sind die Frauen die, die putzen.«

Institutionalisiert ist diese Regelung so, dass bei regelmäßigen Plena, eine den Geschlechterstereotypen gegenläufige Aufgabenteilung vorgenommen wird. Wir sehen hier eine reflexive Selbstthematisierung, die verbunden wird mit pragmatischen Handlungsstrategien – der gegenläufigen Aufgabenteilung – und dem Aufbau von Strukturen. Meine Ergebnisse deuten darauf hin, dass diese Verbindung von Handlungsstrategien und dem Aufbau von sozialen Strukturen (wie regelmäßigen Plena, gemeinsamen Wohnen, gemeinsamer Kasse) am stärksten wirken, um selbst gesteckten Ansprüchen gerecht zu werden.

Konventionell-kernzentrierte Netzwerke: Verbindliche Kerne, lose angebundene Ränder

Konventionell und konsensuell-nichtmonogam, wie kann das sein? Möglich ist diese Verbindung, weil die Angehörigen dieses Typs zwar die Monogamienorm überschreiten, sich aber darüber hinaus kaum als abweichend oder alternativ verstehen. In der Regel leben hier zwei Beteiligte in einem engen, verbindlichen Kern zusammen. Die Leute sind teilweise verheiratet, haben ein Haus, Kinder, ein Auto, führen einen gemeinsamen Haushalt und kümmern sich in diesem Rahmen umfangreich umeinander. Daneben gibt es verschiedene, lose angebundene Randbeziehungen. Diese sollen auch wichtig und sorgsam sein;

materielle Sorgepraxen – Spülen, Putzen, Abwasch, etc. – finden dort nicht statt. Die Beteiligten sind in der Regel ökonomisch abgesichert, sie gehen teilweise sozialversicherungspflichtigen Vollzeitstellen nach. Die häusliche Aufgabenteilung in den Kernbeziehungen wird konventionell begründet – zum Beispiel, so, dass die Männer im Haushalt eher für das Grobe, die Frauen für das Feine zuständig sind. Das geht aber mit dem Anspruch einher, dass alle Beteiligten ihre jeweiligen Aufgaben erledigen – was die beteiligten Frauen auch einfordern.

Drei Thesen, drei Typen?

Auf den ersten Blick könnte man meinen, die drei Typen ließen sich den drei Thesen zuordnen: Der individuell-ideelle Typ entspräche dem Bild von konsensueller Nichtmonogamie als Anpassungsleistung an neoliberale Anforderungen – die passende Beziehungsform für ein Milieu, das sich individuell um die eigenen Bedürfnisse kümmert und Bindungen nur punktuell und möglichst flexibel eingeht, weil eben das optimal zu den aktuellen gesellschaftlichen Anforderungen passt. Die konventionell-kernzentrierten Netzwerke entsprächen der These, Poly-Beziehungen seien nur ein Neuaufguss patriarchaler Geschlechterverhältnisse mit mehr Beteiligten. Emanzipationshoffnung bestünde nur in pragmatisch-kollektiven Netzwerken.

Ein genauerer Blick zeigt, dass es so einfach nicht ist. Dass eine individuell-ideelle Variante von Polyamory eine Bewältigungsform des Neoliberalismus ist, würde ich aus zwei Gründen zurückweisen: Zum einen kommt diese Deutung im Selbstverständnis der Beteiligten quasi nicht vor. In keinem Interview wird Flexibilität, Fluktuation oder Unverbindlichkeit als Qualität des Netzwerks benannt – im Gegenteil, alle Befragten betonen, die hohe Relevanz ihrer Bezie-

hungen, fast alle streben eine Verstärkung an. Zum anderen zeigt eine strukturelle Gegebenheit, dass Poly-Beziehungen und die Optimierung der eigenen Verwertbarkeit nur schlecht zusammen passen. Beziehungsführung wird nämlich umso zeitaufwändiger, je mehr intime Bindungen mitgedacht und organisiert werden müssen. Das gilt vor allem, wenn man mit allen in ständiger Kommunikation über die Beziehungsführung bleiben will – was alle Interviewpartner*innen betonen. Dass die Männer in konventionell-kernzentrierten Netzwerken es sich dadurch gut gehen lassen, dass sie von mehreren Frauen umsorgt werden, während in pragmatisch-kollektiven Netzwerken emanzipierte Verhältnisse vorliegen, lässt sich ebenfalls nicht halten. Zwar liegt in ersterem eine traditionelle Aufgabenteilung vor, die bedeutet aber eben auch, dass alle Beteiligten etwas zum gelingenden Beziehungsleben beitragen. Ähnlich wie im familistischen Milieu – das Sarah Specks in dieser Broschüre bespricht – ist die Sorge um den gemeinsamen Haushalt hier keine lästige Nebensache, sondern ein zentraler Punkt des Sozialen. Die Masche, Untätigkeit im Haushalt als »Coolness« zu verbuchen, zieht hier nicht – in pragmatisch-kollektiven Netzwerken ist sie weit verbreitet.

Für alle analysierten Netzwerke lässt sich sagen, dass die diskursive Verschleierung einer ungleichen Aufgabenteilung um so aufwändiger ist, je mehr Menschen an Aushandlungsprozessen beteiligt sind und zudem ein hoher Anspruch auf ständige Kommunikation besteht. Daher würde ich auch argumentieren, dass in allen drei vorgestellten Typen zumindest emanzipatorische Potentiale vorliegen.

Emanzipatorische Potentiale der Nichtmonogamie

In allen analysierten Netzwerken entstehen Communities of Care. Damit meine ich: Die Beteiligten bilden Gemeinschaften, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten für die Care-Bedürfnisse der Beteiligten eintreten, wobei gelingende Sorge einen hohen Stellenwert erhält und von allen sowohl geleistet als auch in Anspruch genommen wird. Das geht mit einer teilweisen Emanzipation einher, weil sowohl auf die Aufgabenteilung wie auch auf die Selbstverständnisse bezogene neue Geschlechterarrangements entstehen. Beispielsweise erlernen Männer schon allein durch den allgegenwärtigen Anspruch auf ständige Kommunikation die Fähigkeit zu zugewandter Aufmerksamkeit – Beispiele dafür finden sich in Netzwerken jeden Typs, vor allem im konventionell-kernzentrierten und pragmatisch-kollektiven.

In letzteren werden emanzipatorische Strategien gezielt entwickelt und durch pragmatische Maßnahmen umgesetzt. In den beiden anderen Typen geschieht das eher beiläufig durch das Ideal und die Notwendigkeit ständiger Kommunikation – und durch eine strukturelle Gegebenheit: Der für die Geschlechterverhältnisse bewahrende Charakter der Monogamie besteht ja genau darin, dass zwei komplementär konstruierte Geschlechtscharaktere sich im heterosexuellen Paar als das jeweils andere Geschlecht erfahren und in ihrer Unterschiedlichkeit ergänzen. Lebt man aber zu dritt oder zu viert zusammen, muss die Frage, wie man sich ergänzt, und wer welche Aufgaben übernimmt, stärker ausgehandelt werden, weil sie sich weniger direkt aus dem Arrangement ergibt. Eben das spricht dafür, dass die Beteiligten schon aus ihrer sozialen Situation heraus stärker als monogame Paare gezwungen sind, ein eigenes häusliches System zu entwickeln – auch in

den Netzwerken, die das nicht planen und strategisch verfolgen. Poly-Kontexte sind also – ob sie wollen oder nicht – dazu angehalten, mehr Eigensinn in der Beziehungsführung und auch in der Aufgabenteilung zu entwickeln, als es bei Paaren der Fall ist.

Poly-Care statt Lohnarbeit

Abschließend noch einige Überlegungen zur Frage, wie sich die Ergebnisse zum Großen Ganzen, zum Kapitalismus verhalten. In der Einleitung habe ich angedeutet, was Feministinnen seit fünfzig Jahren vertreten: dass Warenproduktion nur durch die oft vergessene Sphäre der Care funktionieren kann und dass zwischen beidem ein hierarchisches Verhältnis vorliegt. Im Mittelpunkt politischen Handelns steht die Sphäre der Produktion, Reproduktion nimmt dazu eine instrumentelle Funktion ein. Care soll vor allem sicherstellen, dass Produktion unter möglichst profitablen Bedingungen geschieht. Übersetzt in Fragen der Lebensführung folgt daraus, dass für eine erfolgreiche Lebensgeschichte im Kapitalismus die Erwerbsarbeit gegenüber der Care-Seite priorisiert wird. Nun konnte ich in allen Interviews – mehr oder weniger ausgeprägt – eine Normorientierung finden, in denen eben nicht die Erwerbsarbeit, sondern das gelingende, sorgsame Soziale im Mittelpunkt der Lebensplanung steht. Anders gesagt: Meine Interviewpartner*innen rücken Sorge ins Zentrum ihres Lebens. Das herrschende hierarchische Verhältnis von Produktion und Reproduktion wird damit umgedreht. Der Wunsch danach ist nicht ungewöhnlich: »Arbeiten, um zu leben« statt andersherum, gehört zu vieler Menschen Selbstverständnis. Aber: Tragfähige und sorgsame Beziehungsnetzwerke schaffen Rahmenbedingungen, unter denen dieser Wunsch besser realisiert werden kann: eine gemeinsame Kasse,

gemeinsames Wohnen, die Verbindlichkeit gegenseitiger Hilfe in Care-Fragen und darüber hinaus. Diese Strukturen ermöglichen gewisse Freiheitsgrade gegenüber dem Zwang zur Erwerbsarbeit. Unter anderem darin besteht ihr emanzipatorisches Potential: Verbindliche und sorgsame Poly-Kontexte erlauben eine Ausweitung von Beziehungsweisen, in denen die Beteiligten sich eigensinniger, weniger marktvermittelt und weniger durch Geschlechterverhältnisse strukturiert auf einander beziehen können.

Ob sich dadurch die Gesellschaft zum Besseren verändern lässt, bleibt offen. Aber auch ohne einen großen gesellschaftlichen Wandel ist es befreiend, wenn sich in Intimbeziehungen Beziehungsstrukturen, Normen und Selbstverständnisse ausbreiten, die den Beteiligten gewisse Freiheitsgrade gegenüber herrschenden Klassen- und Geschlechterverhältnissen ermöglichen.

Michael Raab gehört zum Bildungskollektiv Biko. Der Text basiert auf Ergebnissen seiner Studie »Care in konsensuell-nicht-monogamen Beziehungsnetzwerken«, die 2019 beim Budrich-Verlag veröffentlicht wird. Für die Studie wurden fünfzehn Einzelinterviews sowie zusätzlich erhobene Netzwerkdaten mit einer intersektionalen Mehrebenenanalyse ausgewertet und care-theoretisch eingebettet.



Poly-Care
statt
Lohnarbeit!